

Auffanglager befand. Hier mußten zahlreiche Luxemburger Zwangsrekrutierte hindurch, bevor sie ihr Heimatland als freie Menschen betreten durften. Jemp wurde vom CIC verhört, von den Deutschen getrennt und dann dem „Allied People“ zugewiesen.

Nach fünf Tagen ging es keineswegs heimwärts, aber weiter hinein nach Frankreich. Mally bei Reims mit seinem großen Truppenübungsplatz war die nächste Etappe. Während des zehntägigen Aufenthalts in Mally traf Jemp u. a. den Luxemburger Zwangsrekrutierten Jim Conter, später Gastwirt in Rümelingen. Eine Gruppe von zwanzig Luxemburgern fand sich schließlich zusammen und wurde Ende März ins Lager Compigné eingeliefert. „Warum diese Transporte?“ fragten sich mit Recht die Luxemburger Zwangsrekrutierten, da sie doch so nahe der Heimat waren.

Im Lager Compigné trafen sich mit der Zeit schließlich 216 Luxemburger. Es hatten sich auch einige „Lützelburger Landesvertreter“ dazwischen geschummelt, die damals, als die Nazis in Luxemburg am Zuge waren, das Ehrenkleid ihres Führers freiwillig angelegt hatten. Als Chef der Luxemburger Gruppe fungierte Lucien Folschette, ein tapferer Zwangsrekrutierter, der bereits vor dem Krieg in der „Compagnie des Volontaires“ dem Heimatland und der Großherzogin mit Schneid gedient hatte. Das russische und polnische Bewachungspersonal auf den Beobachtungstürmen ließ nicht mit sich spaßen. Die Luxemburger hatten Heimweh. Sie sangen voller Sehnsucht ihre schönen Heimatweisen, und die baumlangen amerikanischen MP hörten andächtig zu.

Ende April kam die luxemburgische Repatriierungskommission unter Capitaine Wolf ins Lager. Jeder Luxemburger wurde verhört und politisch auf Herz und Nieren geprüft. Die Heimatreue durfte keine Flecken haben. Ein Gutachten über das Verhalten des Zwangsrekrutierten vor seinem Einrücken stellte die jeweilige Gemeindeverwaltung aus. Am 8. Mai 1945, als der Waffenstillstand an allen Fronten Europas verkündet wurde, schlug endlich die Stunde der Heimkehr.

150 Luxemburger Kriegsgefangene bestiegen frohen Herzens die Viehwagen in Richtung Luxemburg. Die Militärpolizisten lachten freundlich. Am Abend des 9. Mai hielt der Transport im Heimkehrerbahnhof Pétingen. Wie so viele Zwangsrekrutierten streifte Jemp im Festsaal Mogador die verhaßte feldgraue Uniform ab und schlüpfte in Zivilkleider. Nach 31 Monaten wieder ein freier Mensch! Ein herrliches Gefühl! Jemp blickte nicht zurück. Allzu weit war der Weg vom Wolchow bis ins Heimatland.

Mit dem Arbeiterfrühzug fuhr Jemp nach Rümelingen. Am 10. Mai, um sieben Uhr morgens, war Jemp daheim. Das Städtchen wischte sich eben den Schlaf aus den Augen, so wie damals vor fünf Jahren, als die deutschen Bataillone unter dem Donner der Geschütze Tod und Verderben ins Kaytal trugen.



Als Henri Michaux (geb. am 12. Februar 1922) den Gestellungsbefehl zum Arbeitsdienst erhielt, arbeitete er als Maschinist auf Grube Früsselt (Exploitant Nic. Schlessler) in Rümelingen. Im April 1942 rückte er ein und wurde in einem Sammeltransport mit ca. 1000 anderen Luxemburgern nach Deutschland verschleppt. Henri Michaux kam in das Lager Hessisch-Lichtenau in der Nähe von Kassel. Die verschiedenen Abteilungen des großen Lagers arbeiteten für eine gewaltige Munitionsfabrik, in der bis zu 20 000 Kriegsgefangene und Häftlinge aus allen unterworfenen Ländern dem deutschen Unterdrücker Zwangsdienste leisten mußten. In der gleichen Abteilung waren noch mehrere Rümelingen, u. a. Jean Feyereisen, Raymond Devillet und René Werner.

Ein weiteres RAD-Lager befand sich im benachbarten Fürstentagen, wo ebenfalls eine Gruppe Luxemburger in schwerem Arbeitseinsatz stand. Zu den RAD-Männern in Fürstentagen gehörte der junge Rümelinger Roger Fries, der nach den harten Kämpfen zwischen Krivoi-Rog und Nikolajew am 28. Oktober 1943 in Rußland vermißt blieb. Auch der heutige Rümelinger Pfarrer, Abbé Théo Weirich, weilte um diese Zeit als Arbeitsmann in Fürstentagen. – Das Lager Hessisch-Lichtenau lag in einem Waldkomplex. Der sogenannte Fußdienst und die Ausbildung am Spaten waren anstrengend. Während der politischen Schulung, die wenigstens jeden zweiten Tag auf dem Dienstplan stand, ließ sich ganz schön schlafen.

Sonst war Arbeit Trumpf. Zu Tarnzwecken pflanzte die Abteilung Bäume auf den Muni-Bunkern. Da Henri Michaux mechanische Kenntnisse besaß, wurde er zum „Bauhof“ abgestellt, wo sich der Maschinenpark des Lagers befand. Sieben Luxemburger und ein Deutscher verwalteten ihn. Im Lager waren die Luxemburger tonangebend. Sie setzten bei der Lagerführung durch, daß eine Abteilungsbaracke „Haus Luxemburg“ getauft wurde. Die Lagerverpflegung war schlecht. Doch die Luxemburger waren ernährungsmäßig wenig auf die Lagerküche angewiesen. Aus der Heimat rollte nahrhafte Zusatzverpflegung in rauen Mengen nach Hessisch-Lichtenau. Die Post lieferte die Verpflegungspakete pünktlich am Bahnhof ab. Dort sorgten die Luxemburger dafür, daß die Pakete ungeöffnet und unbeschädigt in die richtigen Hände weitergeleitet wurden.

Anfang Oktober 1942 kehrten die Arbeitsmänner von Hessisch-Lichtenau heim. Hier erwartete Henri Michaux eine unangenehme Überraschung. Mangels qualifizierter Arbeitskräfte hatte Minenexploitant Nic. Schlessler seinen Grubenbetrieb geschlossen. Henri Michaux war arbeitslos wie sein Kamerad Jos. Zimmermann, der ebenfalls aus dem RAD heimgekehrt war und als Anknüppler auf Grube Früsselt gearbeitet hatte. Am 30. August 1942 war das Wehrpflichtedikt erlassen worden, und der Briefträger brachte die Gestellungsbefehle ins Haus. Nun war es damals so, daß alle Jungbergleute, die aus dem Arbeitsdienst heimkehrten und sofort ihre Arbeit in den Grubenbetrieben wiederaufnahmen, bis zu einem Jahr vom Wehrdienst zurückgestellt werden konnten.

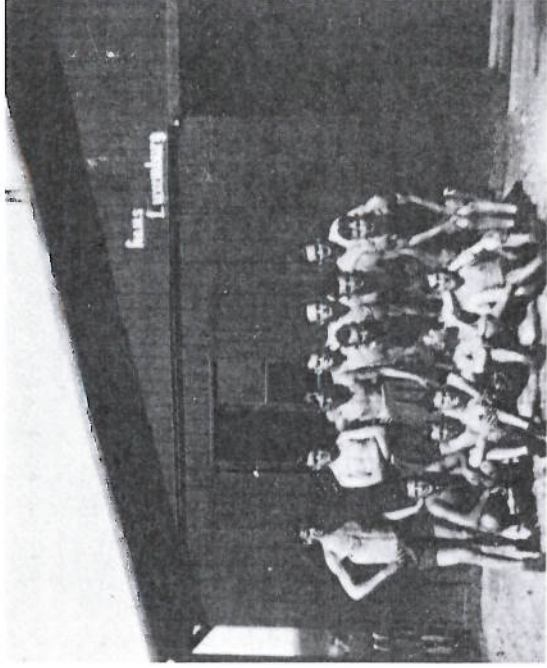
Für Henri Michaux kam diese Vergünstigung nicht in Frage. Das war fatal. Vierzehn bittere Tage vergingen, Tage der Überlegung und Besinnung. Mehrere Familienangehörige von Henri Michaux waren aktive Resistenzler. Die Umsiedlung drohte. Also packte Henri schweren Herzens seine Koffer und rückte am 18. Oktober 1942 mit dem ersten Zwangsrekrutiertenkontingent in die Wehrmacht ein. Doch er faßte den eisernen Entschluß, im ersten Heimaturlaub nach der Ausbildung zu desertieren.

Henri Michaux traf mit den „Jungen“ aus dem Erzbecken im Bahnhof Luxemburg ein, wo bereits Hunderte von Zwangsrekrutierten die Bahnsteige bevölkerten. Als Sammelplatz war auf Henris Marschpapieren ursprünglich das Glacis-Feld in Luxemburg vermerkt. Doch kein Wehrpflichtiger durfte durch die Bahnhofshalle nach draußen. Feldgendarmerte bewachte die Sperren. Mit der Fahrkarte eines Düdelinger Bekannten, der nicht wehrpflichtig war, gelang es Henri, durch die Kontrollen zu schlüpfen. Er erreichte die Bahnhofshalle. Schwer bewaffnete Wehrmachtssoldaten hatten die Zugänge besetzt. Auf dem Vorplatz patrouillierten SA- und SS-Streifen.

Henri entschloß sich, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, mit einem Kameraden, der auch unbemerkt durch die Sperre gekommen war, ins gegenüberliegende Hotel Kons ein Glas Bier trinken zu gehen. Die beiden Zwangsrekrutierten setzten sich ans Fenster und konnten nun, sozusagen vom ersten Logenplatz aus, das Schauspiel auf dem Bahnhofsvorplatz und in den anliegenden Straßen beobachten. Die Nazis schienen zu spüren, daß etwas in der Luft lag. Der feldgraue Absperrungskordon verstärkte sich. Harmlose Zivilisten, Sonntagsvormittagspaziergänger, mußten ihre Ausweise zeigen.

Offiziere und Mannschaften blickten grimmig in die Runde. Auch sie waren doch einmal eingerückt. Damals waren alle stolz gewesen, Soldat zu werden und hatten sich auf das Kasernenleben gefreut. Was sollte diese bedrohliche Atmosphäre am Luxemburger Abfahrtsbahnhof? Da kamte noch einer von der Partei und rede vom einsatzbereiten Wehrwillen der Luxemburger Jugend! Die wurde ja hier geradezu entführt. Und die deutschen Soldaten, die für den Transport in die Auffangkasernen verantwortlich waren, beschlossen mit umsichtiger Bedachtsamkeit, fürs erste auf unbeteiligt zu schalten.

Um die Mittagsstunde fuhr ein Lautsprecherwagen am Bahnhof vor. Eine befehlsgewohnte Stimme verkündete, alle Dienspflichtigen, die nicht mit dem Haupttransport abgefahren seien, müßten um 12.30 Uhr den nächsten Zug nach Trier besteigen, sonst sei mit Sanktionen zu rechnen. Erstaunlicherweise fand sich noch eine erkleckliche Anzahl Zwangsrekrutierter am Wasserbilliger Bahnsteig ein. Sie hatten die Abfahrt solange wie irgend möglich hinausgeschoben und bestiegen jetzt den Zug, bis zum Halse voll angestauten Zornes. In den Abteilen des fährplanmäßigen Zuges waren die Luxemburger unter sich und ließen ihren Gefühlen freien Lauf. Sie fluchten auf die Deutschen und verwünschten die Nazis, die ihnen ihre Jugend stahlen.



Eine Gruppe Luxemburger im Arbeitsdienst in Hessisch-Lichtenau

Die Hauptmasse der Rekruten wartete in einer Trierer Kaserne. Henri Michaux und seine Kameraden griffen in die Verpflegungskoffer, um sich zunächst einmal ausgiebig an dem mitgeführten Reiseproviant zu laben. Schon in Trier, während der allerersten Kontakte der Luxemburger Rekruten mit dem Kasernenleben, stießen die feldgrauen Unteroffiziere auf jene sture, typisch luxemburgische Hartköpfigkeit, an der sich so mancher deutsche Ausbilder später die Zähne ausbeißten sollte.

Henri kam in einen Transportzug, der nach Hamburg und weiter nach Norden abging. Endziel war die Moltke-Kaserne in Schleswig. Hier vollzog sich die Einkleidung nach dem vom Arbeitsdienst bekannten Ritual. Uniformhose und Waffentrock wurden hingeworfen. „Paßt!“ rief der Kammerbulle. Dabei spielte keine Rolle, ob die Uniform von einem zentnerschweren Küchenunteroffizier stammte oder von einem halbverhungerten, spindeldünnen Rußlandfahrer. Henri wurde einer schweren motorisierten Artillerieausbildungsabteilung zugeteilt. Bei ihm blieben zwei Schicksalsgenossen aus Tetingen: Armand Parrasch und Jos. von Agris. Zehn Tage dauerte der Aufenthalt in der Moltke-Kaserne.

Die Zeit war randvoll ausgefüllt mit infanteristischer Grundausbildung, die auch den Artillerie-Rekruten nicht erspart blieb. Der Karabiner war fühlbar schwerer als der RAD-Spaten. Gewehrgriffe wurden bis zur „Vergasung gekloppt“. Stundenlang zog sich der geiststötende Felddienst in die Länge. Dann wurden sechzig Mann, darunter die drei Kaytaler Freunde, nach Dänemark in Marsch gesetzt. Sie bezogen Standquartier in Ribe, einer Ortschaft in Jütland, etwa auf der Höhe der Insel Manø. In weiter, weiter Ferne, drüben hinter den Wellen der Nordsee, lag die britische Insel, das Land der Freiheit.

Henri Michaux und seine Kameraden wurden an eine Batterie überwiesen, die zum sogenannten Barbara-Lager gehörte. Das war ein gutes Omen. Sankt Barbara hielt ihre schützende Hand über Artilleristen und Bergleute. Das wußte jeder in Rümelingen. Und Henri Michaux hatte das Fest der guten Heiligen in seinem Heimatstädtchen von Kindsbeinen an mitgefiebert. Eine andere Luxemburger Gruppe kam etwas weiter nördlich nach Bramminge in der Nähe von Esbjerg.

Die Rekruten wurden an 10,5 cm-Geschützen ausgebildet. Das waren schon ganz ansehnliche Dinger. Artillerist wird man nicht von heute auf morgen. Zuverlässige Kanoniere schützelten auch die Deutschen nicht aus dem Armel. Eine sechswöchige Schnellausbildung wie bei der Infanterie war hier unmöglich. Es gab zuviele spezielle Tätigkeiten und Sonderposten bei den Geschützbedienungen vom Entfernungsmeßer bis zum Richt- und Visierkanonier. Die dänische Verpflegung war ausgezeichnet. Nicht zu Unrecht nannten die Rußlandkämpfer die Einheiten aus Dänemark „Schlagsahne-Divisionen“.

Die Kameradschaft auf der Stubbe war ausgezeichnet. Zwölf Luxemburger Zwangsrekrutierte ergaben eine komfortable Mehrheit. Henri Michaux, seine

engeren Freunde aus Tetingen, sowie die Luxemburger Kanoniere Aulner Robert, Bernard Albert, Braun Ferd., Gils Jean und Schmit Albert wußten sich durchzusetzen. Die Ausbilder waren nicht aufs „Schleifen“ bedacht. Sie hätten es können, denn das Geschützzubehör einer 10,5 cm-Kanone war schwer und setzte beim Exerzieren gesunde Muskeln voraus. Schwachmatikusse waren bei der schweren „Art“ fehl am Platz.

Es war nun auch kalt geworden im Barbara-Lager. Doch der dänische Winter war erträglich. Im Januar 1943 wurde Henri Michaux nach Bramminge abkommandiert, wo er viele Luxemburger Kanoniere wiedersah. Es roch nach Frontabstellung. Doch das Schicksal geht seltsame Wege. Kanonier Michaux hatte das unwahrscheinliche Glück, nicht ins Feld zu müssen. Er wurde mit zwei anderen Luxemburger Kameraden nach Ribe zurückbeordert und fand für lange Monate Aufnahme in seiner Stammatterie. Beim „Stamm“ zu bleiben war für jeden Soldaten ein erstrebenswertes Ziel. An der Front bedeutete dies „Troß“, in der Kaserne Druckposten im geschlossenen Kreis der Abkommandierten.

Frühling und Sommer zogen durchs dänische Land. Sankt Barbara ließ den Jungbergmann aus Rümelingen nicht im Stich. Er blieb im Lager von Ribe. Die gefräßige Front schien den Luxemburger zu verschmähen. An den dänischen Fleisch- und Buttertöpfen ließ sich noch immer gut leben. Es war verpflegungsmäßig wie im Schlaraffenland. Mit der Zeit entwickelte sich der Rümelinger Zwangsrekrutierte zu einem Artilleriefachmann für schwere Geschütze. Genau ein Jahr lang lief in Ribe alles wie am Schnürchen. Doch dann sprang der Riemen plötzlich ab. Länger konnte die dänische Stellung wirklich nicht gehalten werden.

Henri Michaux erhielt drei Wochen Frontabstellungsurlaub. Die Batterie war fertig zum Einsatz. Der Rümelinger Zwangssoldat bestieg den Urlaubertzug in Richtung Heimat. Ende Oktober sollte er wieder zur Truppe zurück. Das kam nicht in Frage. In Rümelingen spielten noch immer Nazi-Kraftmeier die erste Geige. In der Hauptstadt fielte das furchbare Sondergericht Pauschalurteile und schickte Hunderte von Luxemburgern in die Konzentrationslager. Die Durchschleusung von Fahnenflüchtigen über die Grenze gestaltete sich immer schwieriger. Die Widerstandszentren von Clermont-Ferrand und Umgebung, wo ein großer Teil der Fluchtwege endete, waren von Luxemburger Deserteuren überschwemmt und sandten Notsignale: Aufnahme von Neuzugängen unmöglich!

Die Gestapo war den Rümelinger Resistenzlern auf der Spur. In der Nacht zum 11. Oktober 1943 wurde der Passeur Raymond Heyardt auf der Filjère Rumelange-Crusnes im Billerwald vom Grenzschutz mit zwei fahnenflüchtigen Zwangsrekrutierten gestellt. Der Passeur schlug einen Grenzschutzmann nieder und konnte fliehen. Die Deserteure retteten sich über die Grenze. Zwischen Rümelingen und Oettingen herrschte Großalarm. Raymond Heyardt, der nach Rümelingen zurückgekehrt war, setzte sich noch in der gleichen Nacht mit dem Widerstandskämpfer Henri Winckel durch das

Minengelände nach Schiffingen ab und konnte im Hause eines dortigen Resistenzlers unterschleppen.

Wegen seiner langen Abwesenheit hatte Henri Michaux keine direkten Kontakte mehr zur Resistenz. Zwei seiner Onkel, Jacques und Jos. Pixius, saßen in Konzentrationslagern. Der dritte, Georges, war aktiver Untergrundkämpfer. In Rümelingen trafen schreckliche Nachrichten ein von den Fronten, wo der Tod die ersten zwangsrekrutierten „Jongen“ gefällt hatte. Tiefe Trauer zog durch das Städtchen. Machtloser Zorn brodelte unter der Bevölkerung. Henri Michaux war für drei Wochen Zivilist. Er wußte, was ihm bevorstand, wenn er zur Truppe zurückging.

Nach dem Leichendienst für einen gefallenen Schulkameraden kam er ins Gespräch mit einem älteren Freund (Bub Poggi), der nicht wehrpflichtig war, und beide beschlossen, gemeinsam den gefährlichen Weg über die Grenze ins französische Maquis anzutreten. Ein Passeur erklärte sich bereit, alles Notwendige zu veranlassen und Henri Michaux in der letzten Nacht vor Urlaubschluß abzuholen. Das geschah nicht. Der Zwangsrekrutierte und sein Freund warteten vergebens. Die Stunden vergingen unendlich langsam. Morgens gegen halb sieben tauchte ein Resistenzler auf mit dem Bescheid, die Durchschleusung von Fahnenflüchtigen sei im Augenblick vollkommen unmöglich.

Um sieben Uhr ging der Zug zurück zur Einheit. In letzter Minute fand Henri Mutter, Mme Léonie Michaux-Pixius einen Ausweg. Ihr Sohn sollte vorläufig bei seinem Onkel Georges Pixius in Düdelingen untertauchen. Das war ein gefährliches Unterfangen, aber es mußte gewagt werden. Im Fluchthaus wohnte noch eine Familie, die ins Vertrauen gezogen werden konnte, da sie französischer Nationalität war. Am selben Abend gegen 11 Uhr radelte Henri Michaux zu seinem Onkel in die Kaylersstraße nach Düdelingen. Der Zwangsrekrutierte war jetzt Deserteur.

Henri Michaux saß in seinem Düdelinger Versteck und wartete. Wochen vergingen. Friseurmeister Jempi Kayser kam regelmäßig von Rümelingen nach Düdelingen, um dem Refraktär die Haare zu schneiden und brachte Nachrichten aus der Heimatortschaft mit. Ende Dezember 1943 sollte der Deserteur von Passeuren abgeholt und mit einem Flüchtlingskonvoi nach Frankreich geschleust werden. Onkel Georges war gegen das Unternehmen. Henri fuhr nicht mit. Glücklicherweise! Es handelte sich nämlich um die Gruppe Hubert Glesener, Jempi Glesener, Raymond Heyardt und Juliette Fedler, die ihn mitnehmen sollte. Das Schicksal war diesen Flüchtlingen nicht hold. Sie wurden am 29. Dezember 1943 in Aumetz geschmapppt (siehe Bericht Jempi Glesener, S. 127 bis 129).

Im Düdelinger Versteck lief alles rund. Doch Ende Januar wurde Henris Mutter wegen Beihilfe zur Fahnenflucht verhaftet und ins Grundgefängnis abgeführt. Für Henri war das ein schwerer Schlag. Es gelang Mme Michaux, ihren Bruder in Düdelingen zu warnen. „Hang den grauen Anzug an eine andere Stelle!“ Das hieß: Henri muß fort! Aber wohin mit ihm? Anfang

Februar holte Friseurmeister Jempi Kayser den Refraktär in Düdelingen ab und brachte ihn nach Rümelingen zurück. Zehn lange Tage blieb er im Heimathaus. Henri litt an einer Erkältung. Sie war schwer zu kurieren.

Im Elternhaus konnte der Refraktär unmöglich bleiben. Eine geheime Verbindung wurde hergestellt zu dem pensionierten Arbed-Nachtwächter Jean Junk, der Henri in seiner kleinen Wohnung im oberen Langengrund aufnahm. Zum Haushalt gehörte ein Kostgänger, der nichts von dem Deserteur wissen durfte. Auch hier war keine Bleibe. Ein großes Geschwür im Hals machte dem Flüchtling viel zu schaffen. Kein ärztlicher Beistand war möglich. Henri war sterbenskrank und dem Erstickungstod nahe.

Eine Woche später, es war an einem Sonntagabend gegen 10 Uhr, da klopfte es an der Haustür. Der mutige Resistenzler Jemp Welter holte den Refraktär ab. Jemp Welter machte nicht viele Worte und führte den Deserteur auf Schleichwegen nach Kayl in das Haus von Merry Léon, einem andern Onkel von Henri Michaux. Zwei Tage später startete die Gestapo eine Großfahndung im Langengrund und durchkämmte mit Suchhunden das dortige Minengelände. Sie war den beiden Rümelinger Deserteuren Charles Pignolo und Emil Decker auf der Spur.

Es blieb Henri Michaux schließlich nichts anderes übrig, als nochmals in seinem ersten Düdelinger Schlupfwinkel unterzutauchen. Die Fahndung nach dem Refraktär hatte sich jetzt über das Kayl hinaus ausgeweitet. Der Name von Henri Michaux figurierte im deutschen Fahndungsbuch, das vom Reichskriminalpolizeamt in Berlin herausgegeben wurde. Sollte der Deserteur in die Fänge der Gestapo geraten, war sein Tod sicher. In einem Schreiben (geheime Reichssache) vom 8. Februar 1944 an Generaloberst Fromm, Befehlshaber des Ersatzheeres, verlangte Gauleiter Simon die Todesstrafe für Fahnenflüchtige (cf. Luxemburger als Freiwild, Henri Koch-Kent, André Hohengarten, Imprimierte Hermann s. à r. l., Luxembourg, 1972 S. 35). Zitat: „... 2. Fahnenflüchtige müssen grundsätzlich zum Tode verurteilt werden. Die gleiche Strafe muß jene treffen, die sich der Selbstverstümmelung schuldig machen. Derartige Strafen sind zur Aufrechterhaltung der Manneszucht unbedingt erforderlich.“ – Der Gauleiter rügte in seinem Schreiben „die milde Beurteilung, die die Fahnenflüchtigen durch einzelne Kriegegerichte, insbesondere durch das Krieggericht der 172. Division in Koblenz-Ehrenbreitstein erfahren haben.“ (Dieses Krieggericht war zuständig für Deserteure aus Luxemburg und Lothringen.) Gauleiter Bürkel, dem die Lothringer unterstanden, vertrat einen milderen Standpunkt. Deshalb schlug der Mordbube Simon „die Bildung eines besonderen Gerichtes vor, das nur Fälle aus dem Gebiet Luxemburg abzuurteilen hat.“ Bezeichnend ist einer der Schlusssätze des erwähnten Briefes. „Abschließend fasse ich meine Auffassung zusammen, daß kein Fahnenflüchtiger aus dem CDZ-Bereich Luxemburg diesen Krieg überleben darf.“

Monate vergingen in Hangen und Bangen. Henri Michaux saß in seinem Düdelinger Versteck auf einem dünnen Ast. Jeden Augenblick konnte die

Gestapo aufzutauchen. Die seelische Streß-Situation war zermürbend, das Versteckspiel mit dem Tod aufreibend. Doch es mußte durchgehalten werden. Dann landeten die Alliierten in der Normandie. Neue Hoffnung besetzte den Refraktär. Über Radio trugen die Ätherwellen Siegesmeldungen ins kleine Düdeler Versteck. Die Stunde der Befreiung nahte.

Am 1. September 1944 sickerte in Düdelingen die Nachricht durch, amerikanische Panzerspitzen befänden sich aus südlicher Richtung im Anmarsch auf die Stadt. Henri Michaux, der die Art der Deutschen kannte und ihnen nicht in letzter Minute ins Netz gehen wollte, blieb in seinem Unterschlupf. Er hatte recht getan. Im Hochgefühl der Befreiung gingen die Düdeler Resistenzen am 2. September vorzeitig auf die Straße. Doch die Waffen-SS kehrte zurück und richtete ein Blutbad an (cf. Vor 25 Jahren, Freiheitslocken und Totenklage, LW vom 10. September 1969).

Am 9. September zogen die letzten Nachhuten der besiegten Wehrmacht ab. Die Nazis gaben Düdelingen endgültig auf. Am 10. September läuteten die Freiheitslocken in Stadt und Land. Nach 11 unendlich langen Monaten im Untergrund tauchte der Refraktär Henri Michaux wieder auf. Sein Herz jubelte. In der Kaylerstraße hielt ein Jeep mit vier Amerikanern, die über Sprechfunk Verbindung mit dem Ortszentrum hatten. Wie anders als die deutschen Soldaten waren doch die GI's! Wie locker, wie ungezwungen, wie selbstsicher, wie siegesbewußt!

Henri Michaux radelte die „Scherr“ hinab, durch Kayl und Tettingen, wo rotweißblaue Flaggen wehten. Wie lange hatte er dies nicht mehr gesehen! In Rümelingen herrschte Hochstimmung. Die Nazis wurden zu Paaren getrieben. Henris Mutter war auf Grund ihres schlechten Gesundheitszustandes aus dem Gefängnis glücklich heimgekehrt. Es gab ein großes Wiedersehen mit den Eltern und den Familienangehörigen, mit den Jugendfreunden, den Deserteuren, die aus allen Ecken und Enden auftauchten. Da waren sie alle wieder: Hengsch Aly, der einige Tage vor der Befreiung den Weg aus der Wehrmacht heimgefunden hatte (siehe Bericht A. Hengsch, S. 190), Bonn Raymond, Clement René, Nic. Daxhelet, Menn Strauss, Pierre Weis u.a. – Pierre Weis hielt er sich bei dem Rümelinger Landwirt Josy Kihn-Lommel auf dem Ruëden-Haff versteckt. (cf. Dem Vergiessen enträissen, herausgegeben von Robert Glesener.) Dann lebte Pierre Weis vier Monate lang geheizt wie ein Tier, allein auf sich selbst gestellt, in den umliegenden Wäldern und Erzgruben.

Henri Michaux und seine Kameraden wurden von den Rümelinger Widerstandskämpfern der „Union“ mit offenen Armen empfangen. Er trat sofort ein in die Reihen der eben gegründeten Miliz und half mit, für Ruhe und Ordnung zu sorgen in seiner befreiten Heimatstadt, wo die strafende Hand des Volkes schwer unter die zurückgebliebenen Landesverräter fuhr.



Der junge Hüttelektriker Eloi Rassel (geb. am 28. August 1921) hatte eine vielversprechende berufliche Laufbahn im Differdinger HADR-Hüttenwerk vor sich, als der Krieg mit unerbittlicher Faust nach ihm griff. Am 8. April 1942 wurde er nach der deutschen Kreisstadt Saarburg jenseits der Mosel verfrachtet, wo er im RAD-Lager 90 durch die „Schule der Nation gehen sollte“. Die Abteilung war von 90 Luxemburgern und 90 Deutschen belegt. Die Lagerführung hatte bald herausgefunden, daß die Luxemburger anders angefaßt werden mußten als die deutschen HJ-Bengel, die sich, trotz numerisch gleicher Stärke und gewaltiger Großmäuligkeit, im Lagerleben nie durchzusetzen vermochten und sich mit Statistenrollen begnügen mußten.

Neben strammen Fußübungen mit und ohne Spaten standen Arbeitseinsätze in der nahegelegenen Siegfriedlinie auf dem Dienstplan. Hier sollte der Stacheldraht zurückgewonnen werden, der sich zwischen den Bunkerlinien des Westwalls in langen Drahtverhauen querfeldein zog. Unter den Luxemburger Arbeitsmännern des Lagers Saarburg schlug die Wehrpflichtverordnung wie eine Bombe ein. Noch lange nach der abendlichen „Stubenabnahme“ und dem Zapfenstreich kamen die Männer nicht zur Ruhe. Erregte Proteste wurden laut. Die deutschen RAD-Männer konnten ihre Schadenfreude kaum verbergen.

Am folgenden Montag, dem 31. August, streikten die Luxemburger Arbeiter und traten nicht zum Dienst an. Die Pfeifen trillerten vergeblich. Die renitenten Luxemburger blieben auf den Stuben. Der Geist des Widerstandes fuhr durch die Unterkünfte. Die Vormänner und Obervormänner waren ratlos. Doch dann wurden die Wortführer der Luxemburger zum Oberfeldmeister beordert. Gaston Kieffer, Albert Bochet und Eloi Rassel mußten auf der Schreibstube Rede und Antwort stehen. Der Abteilungsleiter legte gewaltig los, ließ Drohungen niederprasseln wie Gewitterregen, erinnerte an den Fahneid und wies hin auf die schwerwiegenden Folgen einer Dienstverweigerung. Bis mittags ein Uhr sei die Arbeit wiederaufzunehmen, sonst würde die Lagerleitung den Abtransport der Luxemburger RAD-Männer in ein Sonderlager veranlassen. Um die Entlassung, die in drei Wochen fällig war, nicht zu gefährden, beschlossen die Luxemburger fristgemäß zum Dienst anzutreten.

Am folgenden Sonntag, dem 6. September, kam es in der Saarburger Kirche zu einer imposanten luxemburgischen Manifestation. Der nationalsozialistische Charakter des Reichsarbeitsdienstes verbot jede konfessionelle Betätigung und ließ keinen geschlossenen Kirchgang zu. Dennoch bestellten die Luxemburger RAD-Männer beim Ortspfarrer eine Messe, an der sich alle neunzig beteiligten. Nach dem Gottesdienst ging ein Luxemburger Arbeitermann zur Empore hinauf und spielte inbrünstig die Hemecht. Andächtig sangen die Luxemburger „Jongen“ mit. Die Saarburger Kirche hallte wider von der Luxemburger Nationalhymne. Die Deutschen waren sprachlos.

Der Pfarrer wagte einen leisen Protest. Wenn er gewußt hätte, daß die Luxemburger beabsichtigten, die Messe zu einer patriotischen Kundgebung